

Die Veste der Verdammnis

Sole oriente - fugiunt tenebrae! Vor den Strahlen der Sonne fliehen die Schatten! Wie wahr. Den Sorgen des Seins entrückt räkelte er sich in der kachelwarmen Höhensonne, flegelte auf einer zerrupften Kamelhaardecke. Von seinem Emporenplatz auf einen Grasbuckel am Rande der verwilderten Brachflächen, der seit Jahren einsam und verlassen daliegenden Hofer-Alm, hatte er einen Panoramarundblick auf die Virgilswinkler Bergwelt. Ein idealer Platz, um sich von den Strapazen der nächtlichen Exkursion, von ihrem missglückten Streifzug durch die Speicher und Abstellkammern der Eremitage zu Hochharting zu erholen. Simon zuzelte das saftige Mark aus den Halmen der hier oben kräftig sprießenden Wildgräser. Es war nicht zu leugnen: die gestrige Durchsuchungsaktion war ein Schlag ins Wasser, ein fruchtloses Unterfangen gewesen. Nein, ihre stümperhaft in Szene gesetzte Razzia war wahrlich kein Ruhmesblatt in den Annalen des investigativen Journalismus. Er knabberte an den röhrenförmigen Halmen, blinzelte träge in die Sonne. Seufzend holte er das Manuskript seines Berghof-Buchs aus dem Rucksack. Es war an der Zeit sich wieder verstärkt seiner sträflich vernachlässigten, literarischen Arbeit zu widmen, Irr- und Holzwege links liegen zu lassen, den mysteriösen Fall der Marter-Morde kurzzeitig auf Eis zu legen. Beim Durchblättern seines Manuskripts bestätigten sich seine schlimmsten Befürchtungen: Textränder, Randleisten, ja selbst die schmalen Zwischenräume zwischen den Absätzen waren mit der gestochen scharfen, nachdrücklich akkuraten Schrift Vronis übersät. Man musste kein Graphologe sein, um zu erkennen, dass ihre Korrekturen und Konjekturen, ihre Verweise und kritischen Kommentare vor unverhohlenem Spott über die sich hier offenbarenden, eklatanten Mängel in punkto Orthographie und Interpunktion triefen. Simon bezwang seinen tief sitzenden Widerwillen gegen jegliche Art berechtigter Kritik und hechelte eine Passage aus dem Prolog durch. Der Prolog trug den apodiktisch, apokalyptisch klingenden Titel „Der braune Berg“. Seine raue, heisere Stimme schliff sich an der Rhetorik eines antiken Volksredners: „Die Geschichte der Nazis am Obersalzberg ist untrennbar mit dem Namen Dietrich Eckart verbunden. Der nationalistische Dichter und Demagoge war ein Nazi der ersten Stunde und stieg später zum Schriftleiter des „Völkischen Beobachters“ auf. Eckart war ein fanatischer Antisemit, ein redegewandter Polterer und ein eingefleischter Bacchusbruder. Als Partylöwe und Salonschwadronneur wusste er sich geschmeidig auf gesellschaftlichem Parkett zu bewegen und führte den linkischen, ungehobelten, schäbig gekleideten Judenhasser und Bierkellerprediger in der feinen Münchner Gesellschaft ein. Als sich Eckart im April 1923 wegen Verunglimpfung des Reichspräsidenten Ebert vor dem Staatsgerichtshof in Leipzig verantworten sollte, floh er in die Berge, in den Virgilswinkel. Unter dem Decknamen Dr. Hoffmann mietete er sich im Göllhäusl auf dem Vorderbrand ein. Dort besuchte ihn Hitler in Begleitung von Christian Weber. Weber war ein bayerisches Urgestein: ein Rosskamm und Bauernbazi, der als Chef der Münchner NSDAP unter dem Spitznamen „Bier-Göring“ zu einer der populärsten Figuren in Hitlers Hofkamarilla werden sollte.“ Simon strich sich über die Oberlippe, schaute hinauf zu den von flauschigen Wollwolken umhüllten Gipfeln, die den Führer mit magischer Macht in ihren Bann gezogen hatten: „Im Frühjahr 1923 fuhren Hitler und Weber mit der Bahn nach Bad Erchtenhall. Noch zwei Jahrzehnte später erinnerte sich der Führer noch genau an seinen ersten Ausflug in die Virgilswinkler Berge. Bei einer Tischrede in der Wolfsschanze geriet er vor seinen Generälen in Verzückung.“ Simon setzte sich in Positur, versuchte den abgehackten, bramarbasierenden Redestil Hitlers zu imitieren: „Nun ging das steil bergauf und wollte gar kein Ende nehmen! Ein schmaler Weg im Schnee. Ich sage zu Weber: „Bist du verrückt? Glaubst du, ich steig auf den Himalaya hinauf, bin ich jetzt plötzlich eine Gams geworden? Herrgott, habt ihr keinen besseren Platz finden können? Wenn das jetzt noch einmal so lang dauert, kehre ich um.“ Er klopfte mir aufmunternd auf den Rücken: „Wolf komm, wir sind ja gleich oben! Da schau – da oben ist die Hütte!“ Und tatsächlich sehe ich einen Lichtschein auf dem Firn funkeln! Endlich! Wir sind da! Didi fällt uns um den Hals und ich falle vor Müdigkeit ins Bett. Am nächsten Morgen

scheint die Sonne, strahlend blauer Himmel. Ich also auf die Veranda – und was sehe ich: Den Untersberg! Ist das wunderbar, einfach unbeschreiblich! Seitdem hat mich der Berg nicht mehr losgelassen. Ja, ich habe die schönsten Zeiten meines Lebens in seinem Schatten verbracht, all meine großen Pläne sind dort am Berghof entstanden!“

Konnte das unkommentiert stehen bleiben, klang das nicht zu verharmlosend, zu anbiedernd, zu anekdotenhaft? Simon lehnte seinen Kopf an einen Baumstumpf und las weiter: „Es gehörte zur Nazi-Mythologie, dass sich Hitler nach seiner Festungshaft in Landsberg 1925 auf den Obersalzberg zurückzog, um in der Abgeschiedenheit einer kleinen Blockhütte, dem so genannten Kampfhäusel, den zweiten Band von „Mein Kampf“, sein angeblich „unsterbliches Meisterwerk“ zu diktieren. Jahr für Jahr kam Hitler nun auf den Berg, mietete schließlich 1928 das Haus Wachenfeld – ein Landhaus im typischen Neojodlerstil - von der Witwe eines Buxtehuder Kommerzienrates für 100 Mark im Monat. Seine Halbschwester Angelika Raubal kam aus Linz, um ihm den Haushalt zu führen. Am 26. Juni 1933 wurde der Kaufvertrag zwischen Hitler und der Witwe Winter unterzeichnet. Kaufsumme: 40000 Goldmark. Zweimal wurde das Haus am Hang nach Plänen Hitlers vom Münchner Star-Architekten Alois Degano zu einer repräsentativen Sommerresidenz umgebaut. Im Sommer 1936 war das Märchenschloss des Führers fertig. Prunkstücke seines Kristallpalasts war das riesige, versenkbare Panoramfenster und die gigantomanische, aus einem Stück gefertigte, sechs Meter lange Marmortischplatte in der Audienzhalle.“

Simon überblätterte einige Seiten, nahm sich Kapitel Vier „Der Herrgott vom Obersalzberg“ vor: „Martin Bormann, die braune Eminenz, der Buchhalter des Teufels wurde im Volksmund nur der Herrgott vom Obersalzberg genannt. Bormann war selbst seiner engeren Umgebung, seinen Vertrauten und Mitarbeitern unheimlich. Die auf den ersten Blick blass und unscheinbar wirkende Hofschranze verfügte über einen untrüglichen Machtinstinkt, verfolgte seine Ziele mit verbissenem Ehrgeiz. Göring nannte ihn nur das „intrigante Schwein.“ Dem geborenen Intriganten gelang es jedenfalls binnen weniger Jahre sich die Karriereleiter empor zu hangeln, vom Stabsleiter beim Führerstellvertreter Heß zum Privatsekretär Hitlers aufzusteigen. Als Sekretär Hitlers fiel der Berghof, ja das gesamte Areal am Obersalzberg in sein Ressort. Der „Herrgott“ kannte keine Skrupel, kein Erbarmen. Die einheimische, bäuerliche Bevölkerung wurde rücksichtslos „abgesiedelt“. Parzelle für Parzelle, Lehen für Lehen ging in Besitz des Führers über. Sein allmächtiger „Treuhand“ Bormann ließ sich den Besitz mit Bergblick einiges kosten: Insgesamt 7,2 Millionen Reichsmark machte der Sekretär locker, um 278 Hektar von privaten Eigentümern und 713 Hektar von der öffentlichen Hand aufzukaufen. Summa summarum eine Fläche von 10 Quadratkilometern.“

Simon sah die Fotos des korpulenten Bormann an der Seite seines hageren Herrn vor sich, eine abartige, „entartete“ Karikatur des Sancho Pansa, der einem völlig verrückten Don Quijote jeden auch noch so perversen, verbotenen Wunsch von den Lippen leckte. Bei seinen Recherchen war er auf ein Fernschreiben des Reichsleiters Bormann an die Verwaltung Obersalzberg gestoßen, in dem sich dieser seiner Großtaten rühmte: „Da der Führer mir jede Zwangsmaßnahme gegen die bäuerlichen Besitzer verboten hatte, musste ich leider unerhörte, völlig überbezahlte Preise bezahlen. So wurden die verschuldeten, heruntergekommen Anwesen für ihre Besitzer zu wahren Goldgruben. Um die von mir gewünschte Gestaltung des Obersalzbergs durchführen zu können, musste ich die alten Häuser abrechen lassen, insgesamt wohl über fünfzig. Dies wurde möglichst rasch und geräuschlos durchgeführt, um den Führer den hässlichen Anblick zu ersparen. Beschleunigt wurde an den Bau von Kasernen gegangen, da eine Verstärkung des SS-Kommandos, das zunächst in der Villa Sonnenköpfl untergebracht worden war, unabdingbar wurde. Während der Hauptbauzeit hatten wir vierzehn große Arbeitslager errichtet und über sechstausend Arbeiter waren im Einsatz.“

Die Realität der Absiedlung sah indes anders aus. Die erhaltenen Akten und Protokolle in den Archiven sprachen eine andere Sprache – von Freiwilligkeit keine Spur: Wer wie der Erbpächter der Brandstatt-Alm Korbinian Grandauer gegen die Zwangsmaßnahmen Einspruch erhob, dem wurde offen mit Enteignung, Sippenhaft und der

Einweisung in ein Konzentrationslager gedroht. Im Polizei-Archiv Bad Erchtenhall hatte er schließlich eine Bekanntmachung entdeckt, die Heinrich Himmler, damals noch oberster Chef der bayerischen Polizei, im Sommer 1933 herausgegeben hatte: „Es wird von der Bevölkerung erwartet, dass sie im Interesse der Erholung des Volkskanzlers sich strikte an die Vorschriften hält, um ihn den Aufenthalt auf dem Obersalzberg so angenehm als möglich zu gestalten. Es ist notwendig, dass jeder unnötige Lärm vor dem Hause, wie Sprechchöre oder Zurufe, unter allen Umständen zu unterbleiben habe.“ Simon spähte zu den sich über den Bergzinnen kräuselnden Föhnwölkchen hinauf. Wie besagte die alte Bauernregel seines Großvaters: „Weht der Föhnwind lind und lau, bleibt der Himmel zwei Tag blau!“ Es würde also schön bleiben. Auch der 25. April 1945 war ein strahlend blauer Frühlingstag gewesen. Für die braunen Bonzen, für die Bergfeste Hitlers sollte es allerdings der Tag des Gerichts, der Tag des Dies Irae werden. Simon kam zum „Götterdämmerung überm Berghof“ betitelten Ende der Geschichte: „Die Alpenfestung war eine Fiktion, an welche die Alliierten mehr glaubten als die Generäle der SS und der Wehrmacht. Ein Eckpfeiler dieser fiktiven Festung war der Obersalzberg. Hitler spielte im März 1945 mit dem Gedanken den Endkampf von seinem unterirdischen Kommandostand im Berghof-Bunker zu führen, verwarf diesen Gedanken aber schnell wieder, da wie er in einer seiner Tischreden bekundete, „nicht führen kann wenn ich mich irgendwo auf einen Berg setze!“ Sein „Vize“ Reichsfeldmarschall Hermann Göring war offensichtlich anderer Meinung. Einen Tag nach dem Geburtstag des Führers war er von Berlin in seine Villa auf dem Obersalzberg geflohen und traf dort am 21. April abends ein.“ Simon erinnerte sich an ein paar blaustichige Farbfotos auf denen der gwamperte, geckenhafte Gimpel in seiner weißseidenen Marschallsuniform am Obersalzberg herumstolzerte und seinen Marschallsstab schwang: „Am 23. April schickte er ein Fernschreiben in den Führerbunker, indem er vollmundig ankündigte, die Gesamtführung des Reiches zu übernehmen und mit General Eisenhower Verhandlungen über einen separaten Waffenstillstand mit den Westmächten anzubahnen. Auf einen solchen Fauxpas seines alten Rivalen hatte Bormann nur gewartet. Er setzte beim Führer durch, dass Göring aus der Partei ausgeschlossen und wegen Hoch- und Landesverrats vom SS-Wachkommando am Berghof verhaftet und exekutiert werden sollte. Noch am gleichen Tag ging ein diesbezüglicher Funkspruch an den Berghof-Kommandanten SS-Obersturmbannführer Mollendorf. Mollendorf zögerte indes den Befehl auszuführen und nahm Göring stattdessen in „ehrenvolle Schutzhaft“. Dann kam der Angriff: 275 britische Lancaster- und Mosquito-Bomber der RAF, 98 Mustangs der 8. US Air Force warfen insgesamt 1232 Tonnen Bomben ab. Der Berghof, die Kasernen, die Infrastruktur wurden vollständig zerstört, doch aufgrund des Stollensystems gab es nur wenige Tote, der „Merkur“ berichtete in seiner Ausgabe vom 30. April von insgesamt 31 Todesopfern. Der „dicke Hermann“ jedenfalls überstand den Luftangriff unbeschadet.“

Simon vermeinte das tiefe Brummen der sich nähernden Maschinen zu hören, die wie Konfetti herabregnenden Spreng- und Brandbomben zu sehen, die Explosionen, die Detonationen der Einschläge zu hören. Doch was war das? Das war kein Traum, das war real! Der Donnerschlag einer gewaltigen Explosion riss ihn aus seinem Tagtraum. Schlagartig war er wach. Instinktiv ging er in Deckung, kauerte sich in eine Kuhle. Schallwellen rollten durchs enge Gebirgstal, brandeten gegen die steil aufragenden Felstürme, wurden als grollendes Echo von den Wänden zurückgeworfen. Ein infernalisches Getöse, als ob sämtliche Posaunen von Jericho gleichzeitig zum Sturmangriff auf die Mauern Sodoms bliesen. Der Boden erzitterte wie nach einem Erdbeben. Die Luft ringsum schien zu vibrieren, wie ein gewaltiger Resonanzkörper in Schwingung zu geraten. Die Natur hielt den Atem an, die Vögel des Waldes waren verstummt. Was war passiert, was ging da vor? Er musste los, musste zum Ort des Geschehens. Er stopfte das Manuskript in den Rucksack, warf sich die Decke über die Schulter und sprang im Schweinsgalopp über Stock und Stein bergab. Seine Gedanken schlugen Purzelbäume, liefen Amok: War einer der neuen Eurofighter bei einem

Übungsflug abgestürzt, war ein leckes Leitungsrohr, ein Gastank explodiert? Hatte es einen Anschlag gegeben? Und wenn, wem hatte er gegolten? Dem Dokumentationszentrum am Obersalzberg, dem erst letztes Jahr mit großen Tamtam eröffneten Fünf-Sterne Hotel „Grand Imperial Resort“, der exklusiven, von Globalisierungsprofiteuren, Waffenlobbyisten und Mafiamagnaten frequentierten Eckerbichl Lodge? Über dem Tal spannte sich ein mächtiger Schirmpilz aus Staub, Rauch und Asche. Pi mal Daumen versuchte Simon abzuschätzen, wo ungefähr das Epizentrum der Detonation lag. Nach einigem Hin und Her kam er zu dem Schluss, dass der Sprengsatz, die Mine oder was auch immer nicht am Obersalzberg, sondern oberhalb der Schwarzen Wand, mithin im Kirchwald und in unmittelbarer Nähe der Hochhartinger Kirche explodiert sein musste - bei der Einsiedelei von Pater Egid! Ihm wurde abwechselnd heiß und kalt, ein Strom glühendheißer Magma ergoss sich in seine Blutbahn. Schreckens- und Horrorvisionen flimmerten über seinen internen Monitor. Über seine Netzhaut geisterten Bilder von brennenden Balken, einstürzenden Mauern, die den vor Angst schlotternden Einsiedlermönch unter sich begruben. Endlich war er am Auto, schwang sich in den Fahrersitz und brauste mit qualmenden Pneus los. Immer wieder stellte sich Simon dieselben quälenden, zermürbenden Fragen: War ihnen gestern Abend jemand gefolgt? Hatte Sie dieser Jemand bei ihrer geheimen Kommandoaktion beobachtet, belauscht? War er anschließend in die Eremitage eingedrungen, hatte eine Bombe gelegt, den Zeitzünder auf Zwölf Uhr Mittag eingestellt um... Ja um was? Um ein Fanal, ein Feuerzeichen zu setzen? Um verräterische Spuren, belastendes Material zu beseitigen? Um die Bibliothek, die Papiere des Eremiten in Staub und Asche zu verwandeln? Hatten er und Vinzenz bei der Durchsicht der Bücherkiste etwas Wichtiges, etwas Entscheidendes übersehen? Schaudernd spürte er wie sich das graue Gespenst der Paranoia in seine Seele schlich, wie eine unbestimmte, unerklärliche Furcht von ihm Besitz ergriff, ihm Angst einjagte, in Panik versetzte. Er hörte wie ihm eine dunkle, hohl klingende Grabesstimme zuraunte: „Glaubst du mir nun? Bedarf es noch einen Beweis dafür, dass der Antichrist umgeht? Höre auf die Worte der rechten Propheten! Und siehe der Tod und die Helle wurden geworfen in den feurigen Pfuhl: und das ist der andere Tod!“

Simon nahm seine X-Ray Sonnenbrille ab und hielt dem unfreundlich und überheblich drein blickenden Streifenbull seinen Presseausweis unter seine platte Pitbull-Nase. Der gedrungene, bullige Bauerntrötel in Khakidress und schwarzer Erdmannjacke schob mit lässiger Geste seine Schirmmütze in die von Sommersprossen und Eiterpickeln übersäte Gorillastirn. Mit verkniffenem, skeptischem Beamtenblick musterte er seinen Ausweis und blaffte im giftigen Befehlston: „Sie warten hier!“ Wiegenden, federnden Schritts stolzierte er zu seinem grün-weiß lackierten Streifenwagen. Simon lehnte sich aus dem Seitenfenster und sah wie der Cowboy-Cop in sein Funkgerät sprach und nach kurzem Wortwechsel sein pickliges Hämorrhidengesicht zu einer Grimasse widerwilligen Unmuts verzog. Ohne ihn eines Wortes zu würdigen, drückte er ihm den Ausweis in die Hand und winkte ihn mit herrischer Herrenmenschengeste durch. Zwei Kilometer weiter, an der vorletzten Spitzkehre unterhalb der Kirche ging nichts mehr. Die Einsatzfahrzeuge der Polizei, der Rettungsdienste und der Feuerwehren blockierten den schmalen Zufahrtsweg. Simon stieg aus und ging zu Fuß weiter. Ringsum die Unfallstelle herrschten verwirrende, chaotische Zustände: Ein Rettungszug des THW kämpfte sich nach vorn, Sanitätswägen standen mit eingeschaltetem Blaulicht am Straßenrand, eine Hundertschaft der Bereitschaftspolizei war in voller Mannschaftsstärke aufmarschiert, um das Gelände weiträumig abzusperren, eine Feuerwehrkompanie rückte mit ihren Gerätschaften, Schläuchen und Pumpen zur Unglücksstelle vor. Die Polizisten, Feuerwehrleute und Rotkreuzler schienen es indes nicht sonderlich eilig zu haben. Als er näher kam, das gewaltige, biblische Ausmaß der Katastrophe überblickte, wusste er auch warum: hier kam jede Hilfe, jeder Rettungsversuch zu spät. Die ungeheure Wucht der Explosion hatte den Sakralbau, die benachbarten Gebäude, Scheunen und Remisen ringsum bis auf die Grundmauern zerstört: Bohlen und Balken waren zerborsten, Ziegelsteine und Gesteinsbrocken zu Staub zermahlen, pulverisiert worden. Dort wo noch vor

wenigen Stunden ein prächtiger Barockbau gestanden hatte, gähnte jetzt nur noch ein tiefer, trichterförmiger Krater. Fassungslos stand Simon vor den rauchenden Trümmern. Die barocke Herrlichkeit war nur noch Schutt und Asche. Inmitten des Schreckbilds totaler Verwüstung ragte der verkohlte Arm eines Apostels aus den Schuttmassen. Mit der Heuwinkl-Kirche war ein lebendiges Stück Vergangenheit ausgelöscht, ein kostbares, kunsthistorisch bedeutsames Kleinod vernichtet worden. Keine noch so akkurate, mustergültige Rekonstruktion, kein noch so detailgetreues Duplikat konnte das Original ersetzen. Welch unersetzbarer Verlust, Welch diabolische Untat! Und nicht nur das! Wahrscheinlich waren wertvolle Beweisstücke in Rauch aufgegangen, verloren gegangen. Simon war den Tränen nahe. Welcher Teufel war hier am Werk gewesen? Nur langsam lichtete sich der Tränenschleier vor seinen Augen. Um den Kraterrand drängten sich Löschmannschaften in voller Asbestmontur, Bereitschaftspolizisten im olivgrünen Tarnanzug, zwei in wehende weiße Doktormäntel gehüllte Gerichtsmediziner mit ihrem Assistententeam. Das übliche Szenario des staatlich organisierten Wahnsinns. Simon war lange genug im Geschäft, kannte seine Pappenheimer. Er war als Live-Reporter im letzten November bei einer Massenkarambolage im dichten Nebel auf der A 8 mit Dutzenden von Toten und Schwerverletzten, im vorigen Sommer beim Amoklauf eines von seinem Brötchengeber entlassenen Betonbauers in einem Friedlachinger Supermarkt am Schauplatz des tragischen Geschehens gewesen. Aus jahrelanger Erfahrung wusste er, dass man bei solchen Katastrophen den Kordon der Khaki-Kasperl sprengen musste, um den Einsatzleiter des THW, den Kreisbrandinspektor oder den Leiter von der Tatortgruppe vors Mikro zu bekommen. Wie überall, so war auch im Nachrichtengeschäft die richtige Dosis Vitamin B Goldes wert. Simon hielt Ausschau nach dem „Oberkommandierenden“: Ein Trupp der Bereitschaftspolizei durchkämmte systematisch das gesamte Areal. Kripobeamte sondierten mit Metalldetektoren das Terrain, stocherten und schnüffelten zwischen Mauerresten und Schuttablagerungen herum. Ihre Kollegen von der Spurensicherung wühlten sich durch Tonnen von Ziegelschutt, kratzten irgendwelche innen suspekt erscheinende Substanzen von den Wänden. Die Suche nach verwertbaren DNA-Rückständen erschien ihm in diesem Fall jedoch eher wie die Suche nach der Stecknadel im Schutthaufen. Eine Sisyphus-Arbeit! Langsam ging er zu dem Fuhrpark zurück, entdeckte endlich inmitten eines Pulks von Ordonnanz- und Staboffizieren „seinen Mann“.

Hauptinspektor Karl „Charles“ Bruckmeier war in seinem Element. Er lehnte in der Pose eines Special Agents des FBI an einem feuerroten BMW-Cabrio, lutschte an einem Lolly und dirigierte mit großer Geste den Einsatz der von ihm befehligten Polizeikräfte. Bruckmeier erteilte einen seiner Assistenten einen militärisch knappen Befehl, brüllte etwas in sein Handy und wedelte mit seinen kurzen Stummelarmen herum, als ob es darum ginge seine müden Truppen zu einem erneuten Angriff auf die feindlichen Linien anzuspornen. Simon versuchte aus den Körperbewegungen, aus den Gesten Bruckmeiers herauszulesen, ob es ratsam war, sich an die Seite des Löwen zu begeben! Bruckmeier war für seine unkonventionellen Auftritte, seine unorthodoxen, eigenwilligen Methoden berühmtberühmt. Von Vorgesetzten wie Untergebenen wurde er gleichermaßen gefürchtet wie geschätzt. Er war von kräftiger, untersetzter Statur, ein cholischer Giftzwerg mit Stinglatze und Bordeauxbauch. Ein Vollblutprofi, der sein Geschäft verstand, einen siebten Sinn für Motive und verborgene Zusammenhänge besaß, sich wie kein anderer in die Psyche von geisteskranken Serienmördern wie von habgierigen Verlegenheitsverbrechern hineinversetzen konnte. Bruckmeier war sich seines kriminalistischen Ausnahmetalents, seiner ermittlungstaktischen Fähigkeiten durchaus bewusst. Egal ob er das organisierte Verbrechen bekämpfte, einen Schmugglerring zerschlug, eine Autoschieberbande aushob, folgte er einer eben so einfachen, wie erfolgsträchtigen Strategie: man musste raffinierter, gewiefter, schneller und schlauer als der Gegner sein. Die rechtstaatlichen Gesetze waren seiner Meinung nach eine Fessel, die es zu lockern, ein Hindernis, dass es zu umgehen galt. Seinem Verständnis nach repräsentierte er in seiner sakrosankten Person das Machtmonopol des Staats. Sein großes Idol war denn auch nicht der

schwermütige, weltfremde Märchenkönig Ludwig sondern Napoleon Bonaparte, der ja nicht nur Frankreich, sondern an seiner Seite auch Bayern groß gemacht hatte! Kurz und gut: Bruckmeier war ein glühender Verehrer Bonapartes. Mit Wendungen wie „Exactement!“, „Par exemple!“ oder „Ah, je vois!“ brachte er seine Bewunderung für den Kaiser aller Franzosen zum Ausdruck und bereicherte nebenbei seine wortgewaltigen Sueden um einige lautmalerischen Onomatopoetika. Schon aus einer Entfernung von gut 25 Metern hörte ihn Simon brüllen: „Arretez! Incroyable! Was ist das für ein Saustall hier! Wer führt hier das Kommando? Grands Dieux, Parbleu!“ Er zitierte einen seiner Adjutanten herbei, stauchte ihn wie einen Rekruten zusammen: „Enfin, Hinkofer, wo bleibt der Helikopter? Wieso ist der noch nicht da, ha? Ich will die Luftbildaufnahmen und zwar tout suite, comprends?“ Simon hielt einen gebührenden Sicherheitsabstand, konnte indes problemlos jedes Wort der Schimpfkanonade verstehen: „Ecoutez! Je veux dire! Wir sind hier bei der Krijo und nicht bei den Rosenheim Cops! Kapiert! Bin ich denn nur von hirnerbrannten Hornochsen und Dünnbrettbohrern umgeben? Allez, allez, vite!“ Der Abgestriegelte salutierte wie auf dem Exerzierplatz und eilte im Laufmarsch seinen Auftrag umgehend zu erfüllen. Simon konnte sich ein boshafes Lächeln nicht verkneifen. Bruckmeier war ein Unikat, ein Unikum, ein Tier. In der Bataille kannte er kein Pardon, war er Feuer und Flammenschwert, war er das Ebenbild eines Erzengels. Das sich Simon der Gunst des mürrischen, Vertretern des Medienmetiers aus Prinzip reserviert, um nicht zu sagen frostig begegnenden Knurrhahns erfreute, hatte er einem puren Zufall zu verdanken. Bei irgendeinem Ortstermin hatte er in einem Nebensatz erwähnt, dass unter der Regie von Napoleons allmächtigen Cheffahnder Fouché der erste moderne und effektiv arbeitende Polizeiapparat der Neuzeit aufgebaut worden sei. Er hatte mit Bruckmeier eine hitzige Diskussion über die undurchsichtige Rolle Fouchés beim royalistischen Komplott zur Ermordung Napoleons im Frühjahr 1804 geführt. Erstaunt hatten Sie festgestellt, dass Sie beide vom Aufstieg und Fall Bonapartes fasziniert waren, ja, dass Sie der charismatischen Figur des kleinen Korsen, der sich aus eigener Kraft zum Kaiser der Könige emporgearbeitet hatte, eine Sonderstellung in der europäischen Geschichte einräumten. Als Simon die Namen der legendären Schlachtschauplätze von Rivoli, Marengo oder Friedland aufzählte, die Namen der wagemutigen, furchtlosen Marschälle Berthier, Davout, Lannes, Lauriston, Lefebvre, Oudinot, Savary, Soult auf der Zunge zergehen ließ, hatten Bruckmeiers tief in ihren Höhlen liegenden Schweinsäuglein vor unverhohlener Begeisterung geleuchtet. Seitdem respektierte ihn „Le Commissaire“, schätzte ihn als aufmerksamen, verständigen Zuhörer, der die turbulenten Ereignisse bei der Machtergreifung Napoleons am 18. Brumaire 1799 zu rekapitulieren wusste. Als Zeichen seiner besonderen Wertschätzung war er vor einigen Monaten zur Privataudienz in Bruckmeiers Allerheiligstes befohlen worden. Mit großer Feldherrengeste hatte ihn der Hausherr in sein im Stil des Empire möbliertes Kabinett komplementiert. In den mit edlen Tropenhölzern vertäfelten Wänden waren Lautsprecher versteckt, aus denen Fanfaren schmetterten und Marschtrumpfen wirbelten. Im Brustton der Überzeugung hatte er das Genie seines Idols gerühmt, der es mit geschickten strategischen Schachzügen verstanden habe, das Geschehen zu diktieren, die gegnerischen Generäle zu bloßen Statisten in dem von ihm inszenierten Schauspiel zu degradieren. Anhand einer originalen Generalstabskarte hatte er die Schlacht von Rivoli am 26. Nivôse respektive am 15. Januar 1797 analysiert, die verhängnisvollen Dispositionen der von Feldzeugmeister Baron Alvinczy befehligten österreichischen Armeeverbände seziert. Mit bebender Stimme hatte Bruckmeier eine Laudatio auf Bonapartes taktische Meisterleistung gehalten: seine dicken Wurstfinger kreisten über der Karte, deuteten auf die halbkreisförmigen Auffangstellungen des französischen Zentrums, tippten mit einem abfälligen Siegerlächeln auf die ungeschützte Flanke des Feindes. Bruckmeier alias Bonaparte vollführte mit seinem rechten Arm einen weiten Schwenk, beschrieb die Zangenbewegung der an der rechten Flanke vorrückenden Truppen Massénas, ließ mit einer raschen Handbewegung die Falle zuschnappen und legte den Würgegriff um die Gurgel des Gegners: den Österreichern blieb nichts anderes übrig als zu kapitulieren oder zu sterben. Sein Gastgeber hatte selbstgefällig

gelächelt, eine Flasche Chambertin geköpft, zwei Zinkbecher auf den Tisch gestellt und Napoleons Vision eines unter seinem Marschallstab vereinten Europas beschworen. Simon hatte nur beipflichtend genickt, Napoleon zum überzeugten Europäer stilisiert und das Erstarken von Partikularismus und Nationalismus als fatale Folge der Erfolge Napoleons beklagt. Seine überschwängliche Eloge hatte ihn einem begeisterten Ausruf gegipfelt: „Napoleon trug zu Recht den Beinamen: der Große! Er war ein mythischer Held wie Hektor, ein wahrer Heros seines Heeres wie Alexander oder Cäsar!“ Seine kleinen Knopfaugen hatten wie im Jagdfieber geblinzt. Er hatte seinen Becher erhoben und einen Toast ausgebracht: „Mon camerad! Ihr wisst, um die Bedeutung wahrer Größe!“ Darauf hatte er mit geschwollener Heldenbrust und verklärtem Blick deklamiert: „Vraiment! Napoleon war der Prophet des Lichts! Nicht jenes Bürschchen aus Bethlehem! Bonaparte war der Verkünder der göttlichen Vernunft, der menschlichen Größe! Pour le victoire, pour le gloire! Sein Ruhm strahlt auf ewig im Glanz der Sonne von Austerlitz!“ Mit ernster, huldvoller Miene hatte er seinen Adepten einen Initiationsritus unterzogen, ihn ins Allerheiligste, in den Tempel des Empire geführt. Sein „bescheidenes Studienkabinett“ glänzte im altägyptischen Dekor, war mit orientalischen Basar-Accessoires wie Wasserpfeifen, Krumdolchen und fremdartig anmutenden Silber- und Messingutensilien ausgestattet. In den dunklen Ebenholzregalen reihten sich Rücken an Rücken in Saffianleder und Leinen gebundene Folianten. Vor Ehrfurcht schier erstarrt, hatte Simon verzückt ausgerufen: „Unglaublich! Es kommt mir vor, als ob hier jeden Moment der Geist von Sankt Helena erscheinen könnte!“ Bruckmeier hatte selbstgefällig gelächelt: „Nun, ich habe keine Kosten und Mühen gescheut, um diese Schätze zusammenzutragen. Aber schauen Sie hier! Die Lettres d' Amours, ein Faksimile-Druck der Liebesbriefe an Joséphine! Und hier die Letters and Documents of Napoléon, die englische Erstausgabe der gesammelten kaiserlichen Korrespondenz!“ Simon war aus dem andächtigen Staunen nicht mehr herausgekommen. Das Raritätenkabinett Bruckmeiers ließ das Herz jedes Bibliophilen im Dreivierteltakt schlagen: eine Edition des Code Civil von 1803; die Memoiren Napoleons von Louis Antoine Fauvelet de Bourienne in vier Bänden; ein kommentierter Nachdruck der von Napoleon in den Jahren 1812 bis 1815 an seine Generäle und Stabsoffiziere gerichteten Memoranden und Depeschen. Bruckmeiers unmäßige Sammelleidenschaft beschränkte sich jedoch nicht auf antiquarische Bücher, Karten, Drucke und Stiche. In Vitrinen und Schränken prunkten Reliquien und Devotionalien der napoleonischen Ära: Goldmünzen mit dem Bildnis Bonapartes, Kameen mit dem Bildnis Josephines, der blitzblank polierte Brustpanzer eines kaiserlichen Kürassiers, der schartige Säbel eines Dragoners, der komplette Uniformsatz eines Gardeinfanteristen, inklusive Bärenfellmütze, Tornister und Patronenkartuschen. Hinter Glas hing die maßgeschneiderte Paradeuniform des kleinwüchsigen Kaisers aller Franzosen: ein mausgrauer Feldmantel, ein mit Goldfäden besticktes Samtwams, ein feuerroter Waffenrock, eine Kniehose aus weißer Seide, dazu der wie eine breitkreppe Serviette gefaltete schwarze Filzhut mit der Trikoloren-Kokarde als Zierde. Bruckmeier räusperte sich verlegen: „Die Kleider des Kaisers habe ich nach historischen Schnittmustern von einem Spezialisten in Bangkok schneiden lassen!“ Ein maßstabgetreues Messtischblatt der Schlacht von Waterloo lag griffbereit auf einem runden Tisch in der Mitte des Raumes. Mit hinter dem Rücken verschränkten Armen blieb er vor dem Schlachtplan stehen. Als er zu sprechen anhub, vibrierte seine Stimme vor mühsam unterdrückter Erregung: „Sehen Sie, hier auf den blutgetränkten Feldern Flanderns hat das Verhängnis seinen Lauf genommen: Das Gasthaus von Bellevue, die Kirche von Ligny, die Kreuzung von Quatre-Bras, die Hochebene von Saint-Jean, das Schloss Hougomont, der Weiler Papelotte, das Gehöft Rossomme, die Schenke von Belle-Alliance! Hier, genau hier sind die Adler in den Staub gesunken, ist die Alte Garde aufgegeben worden! Die Garde stirbt, aber Sie ergibt sich nicht!“ Er kippte den Cognac auf Ex und haderte wie in Trance mit den Taten der Toten: „Ney, du Sargnagel! Bourmont, dieser elende Verräter! Soult, der Hügel dort bei Bussy. Attackiert die Rotröcke mit den Bajonetten, werft Sie aus ihren Stellungen! Drouet, was soll dieses Zaudern, dieses Schwanken! Unglücksrabe! Grouchy, wo bist du? Grouchy, gib mir meine Legionen wieder!“ Ergriffen hatte

Bruckmeier seinen Arm ergriffen und gemurmelt: „Mon camarade, mon ami, mon capitaine!“ Und dann – für den Wimpernschlag eines Augenblicks - hatte Simon vermeint, den übergroßen Schatten des Korsen über Decken und Wände geistern zu sehen!

Ungeduldig winkte ihn Bruckmeier heran: „Ah, voilà Monsieur Salvermoser, mon camarade! Wie kommen Sie denn so schnell hierher? Immer der erste an der Front, wie?“ Bonaparte Bruckmeier schien drauf und dran ihm freundschaftlich ins Ohr läppchen zu kneifen. Stattdessen schob er ganz in der Manier Bonapartes seinen linken Arm in die Weste. Simon setzte ein arglos, treuherziges Gesicht auf, spielte das kuschelig, putzige Unschuldslamm: „Ich war nur zufällig in der Nähe. Aber ich denke die werten Kollegen werden bald hier aufkreuzen.“ Bruckmeier schob sein breites, ausladendes Kinn kämpferisch nach vorn: „Tiens! Sollen Sie ruhig kommen! Diese Canaille! Dieses Geschmeiß! Meine Männer haben Anweisung der blutgierigen Meute einen würdigen Empfang zu bereiten! Gehen wir ein paar Meter!“ Geflissentlich vermied er es, Bruckmeier mit lästigen, inquisitorischen Fragen zu bombardieren, unangenehm aufzufallen. Respektspersonen jeglicher Couleur, Provinzpotentaten, Mastschweinemagnaten oder Monstranzmogule reagierten allergisch auf Leute seines Metiers. Schließlich hatte auch Napoleon seine Armeebulletins direkt in die Feder seiner Hofberichterstatter diktiert. Bruckmeier höhnte verächtlich: „Wer zu spät kommt, den bestraft die Geschichte. Salvermoser, sie sind mein Mann! Sie bekommen ihre Story exklusiv. Ich kann mich auf Ihre Verschwiegenheit in gewissen delikaten Angelegenheiten verlassen?“ Simon mimte den getreuen, loyalen Adjutanten: „Sire! Gewiss! Wie können Sie daran zweifeln? Ich bin verschwiegen wie ein Pharaonengrab.“ Bruckmeier schien sein eifertiger Treueschwur zu belustigen. Mit einem jovialen Lächeln nahm er in am Arm: „Nun denn, auf nach Waterloo!“ Der Inspektor sog Luft in die Lungen und brüllte ins Megafon: „Adi, Ritchie, Willy, braucht ihr eine Extraeinladung?“ Im barschen Befehlstone kommandierte er die Drei von der Spurensicherung zu einem noch halbwegs intakten Holzschuppen: „Alors, warum dauert das alles so lange? Der Schuppen da drüben sollte schon seit einer viertel Stunde durchsucht sein! Ich brauche verwertbare Fakten, beweiskräftige Spuren, verstanden! Grand Ciel!“ Kopfschüttelnd betrachtete Bruckmeier den ins Stocken geratenen Aufmarsch seiner „Truppen“. An der Unglücksstelle herrschte ein Gewimmel wie auf einem Ameisenhaufen. Ja ringsum herrschte Chaos: die Trosswagen hatten sich heillos ineinander verkeilt, das sumpfige Terrain links und rechts des schmalen Fahrwegs behinderte den Nachzug des schweren Geräts, Vorausabteilungen der Infanterie und Pioniereinheiten drangen in regelloser Ordnung in den umgebenden Bergwald ein. Bruckmeier ereiferte sich: „Évidemment! Es ist zum verzweifeln! Manchmal glaube ich, dass nur noch Dorfdesperados, Dobermänner und Knallfrösche zur Polizei gehen! Und die alten Hasen, die erfahrenen Routiniers werden in Vorruhestand, ins Exil nach Elba oder Gran Canaria geschickt!“ Simon nickte bekräftigend, kam jedoch nicht zu Wort. Schwarzgallig krakeelte Bruckmeier ins Walkie-Talkie: „Obermüller, hättest du vielleicht die Güte, die Wiesen nach Reifenspuren und Fußabdrücken abzusuchen. Ich denke ihr seid ausgebuffte Profis! Wie lautet die erste Kriminalistenregel: Man findet immer etwas! Fingerabdrücke, Blutspuren, Hautfasern, Textilfetzen. Aus diesen Indizien lässt sich der Tathergang rekonstruieren, lässt sich der Abguss, das Abbild des Mörders sichtbar machen. Muss ich dir das sagen! Qui se ressemble, s’assemble!“ Bruckmeier fletschte seine dritten Zähne, schnaubte erbost: „Was glauben diese Pfuscher, diese Dilettanten, diese Leichtmatrosen eigentlich? Wollen mich beerben und beherrschen noch nicht einmal die Grundlagen ihres Handwerks! Ich sage ihnen Salvermoser, ich könnte ihnen da Sachen erzählen...“ Wie ein wutentbrannter Racheengel stapfte er mitten hinein in den Kreis der Zerstörung. Simon folgte ihm auf dem Fuß, wagte es unter dem Vorbehalt einiger „Ähs“ und „Öhs“ eine Hypothese bezüglich der in Frage kommenden Tätergruppen aufzustellen: „Erst der Mater-Mord, dann der Todessturz des Dechanten und die Entführung des Einsiedlers und jetzt dieser barbarische Anschlag auf eine wunderschöne Wallfahrtskirche! Bei mir drängt sich da

unweigerlich der Verdacht auf, dass da eine evidente Koinzidenz besteht, dass sich aus der Natur des Verbrechens auf die Natur des Verbrechers schließen lässt! Ich meine, es wäre doch möglich, dass diese Gewalttaten einen christlich-fundamentalistischen Hintergrund haben oder satanistisch motiviert sind. Ich denke da zum Beispiel an eine Sekte fanatischer Jesusjünger, an eine Untergrundgruppe von Anarcho-Antichristen oder an eine Bande pyromaner Satansanbeter?“ Seine Hypothese schien Bruckmeier nicht zu überzeugen. Ja, er warf seinem vorlauten Adjutanten einen gehässigen Seitenblick zu: „Unsinn, Salvermoser! Sie wissen, dass ich ihren scharfen Blick, ihren vorurteilsfreien Sachverstand schätze. Doch hier sind Sie auf dem Holzweg. Sie müssen unvoreingenommen an einem Fall herangehen und nicht mit einer vorgefertigten Meinung! Ein erfahrener Jäger folgt seinen Instinkten, gehorcht seinem siebten Sinn. Ein Abdruck im Schnee, ein umgeknickter Zweig, eine verwischte Fährte genügt, um die Verfolgung aufzunehmen.“ Simon beeilte sich zu versichern: „Naturellement!“ Bruckmeier schien besänftigt, fuhr im ruhigen Tonfall des geduldigen Lehrers fort: „Sehen Sie! Ein Mord ist erst einmal ein Mord. Nichts weiter! Ein brutaler Auftragskiller, ein gewissenloser Gangster braucht kein metaphysisches Movens, kein melodramatisches Motiv! Sie müssen sich in die Gedankenwelt eines Gewaltverbrechers hineinversetzen, sich seine verquerten, abstrusen Denkmuster zu eigen machen. Dann können Sie seinen nächsten Schritt voraussehen, ihn in Sicherheit wiegen und eine Falle stellen. Schauen Sie sich um, was sehen Sie?“ Ohne seine Antwort abzuwarten, monologisierte er weiter: „Eine Trümmerlandschaft, ein Bild allgemeiner Zerstörung. Was schließen Sie daraus? Das hier die diabolischen Heerscharen gewütet haben, die Bombenleger Beelzebubs am Werk waren?“ Simon stieß beschämt hervor: „Nein, natürlich nicht, aber ist es nicht...“ Bruckmeier unterbrach ihn: „Moment! Was wissen wir? Hier hat eine Explosion stattgefunden, bon! Meine Aufgabe ist es nun herauszufinden, wie es zu dieser verheerenden Detonation kam! Also: Ich versuche von der Wirkung auf die Ursache zu schließen, eine Kausalkette zu knüpfen. Vielleicht war es ein simpler Unfall, ein leckes Gasventil, ein aufflammendes Streichholz, wer weiß. Wie ich das sehe, hat hier allerdings jemand mit ein paar Kilo Plastiksprengstoff kräftig nachgeholfen. Nun werden Sie als Journalist natürlich sofort fragen warum?“ Im Tonfall uneingeschränkter Einvernehmens bekräftigte er: „Das Motiv! Genau, das ist der springende Punkt! Cui Bono? Wer sollte ein Interesse daran haben eine solch schöne Kirche, ein kunsthistorisches Schatzkästchen in die Luft zu sprengen?“

Bruckmeier strich sich durchs schütterere Haupthaar: „Der Beweggrund? Die Frage nach dem Motiv gleicht der Frage nach dem Sinn des Lebens. Wer weiß schon was in einem Hirn vorgeht? Ich war oft genug mitten drin, wo die Scheiße am dampfen war. Wenn Sie abgerissene, zerfetzte Gliedmaßen sehen, einen grausam verstümmelten Körper, glauben Sie dann an Gerechtigkeit, an die göttliche Fügung? Oder von mir aus auch an das Schicksal?“ Simon blickte sich um, sah nichts als geschwärzte Mauertrümmer, verkohlte Holzbalken, Russ, Asche, bräunliche Stoff- und Papierfetzten. Worauf wollte Bruckmeier hinaus? „Aber haben Sie denn keinen Verdacht, wer als Täter in Frage kommt?“ Bruckmeier musterte ihn von unten. Der metallische Klang seiner Stimme bekam eine seltsame Färbung, einen Unterton, der zwischen Zuneigung und Geringschätzung schwankte: „Sie sind doch ein intelligenter Bursche, Salvermoser! Bei einem kranken Hirn dürfen Sie nicht nach durchdachten Denkmustern scannen. Wer in seinen eigenen Abgründen das Grauen des Wahnsinns auflodern sieht, schert sich einen Dreck um Motiv und Methode, der handelt instinktiv, wie ein Tier. Die meisten Verbrechen geschehen aus Angst, aus Furcht – verraten, entdeckt, bestraft zu werden! Vergessen Sie ihre Satanisten und Judasjünger, in jedem Menschen steckt ein Teufel, ein blutrünstiges Scheusal!“ In einiger Entfernung sahen Sie einen von Bruckmeiers Assistenten heftig mit den Armen gestikulieren – offenbar hatten er und seine Kollegen unter der Trümmerhalde einen Aufsehen erregenden Fund gemacht. Während Sie sich der Fundstelle näherten, sahen Sie wie sich zwei Uniformierte abmühten, einen schweren, sperrigen Gegenstand vom Schutt zu befreien. Auf den zweiten Blick erkannte Simon, dass es sich um ein

lebensgroßes, hölzernes Wandkreuz handelte, an dem noch der halb verkohlte Corpus Christi hing. Der Heiland sah aus wie ein Schornsteinfeger, seine Holzhaut war von einer rußig, schwarzen Glasur überzogen. Unter den weit ausladenden Kreuzesarmen lagen die seltsam verkrümmten Überreste eines bis zur Unkenntlichkeit verbrannten menschlichen Körpers. Bruckmeier fingerte eine silberne, mit einem stilisierten Greifen verzierte Schnupftabakdose aus seiner Manteltasche. Fluchend zog er sich eine Schmalzler-Line durch die gerümpfte Nase: „Merde! Scheiße, spielt hier jemand Golgatha?“